

**Gottesdienst am So 15.03.26 in St. Georg, Stuttgart**  
**Mit Gedenken an die Deportation von 234 Sinti aus Württemberg-Hohenzollern von den Gleisen im Inneren Nordbahnhof aus nach Auschwitz-Birkenau, 15.03.1943**  
 Zusammen mit Gottesdienst-Team, Pastoralreferentin Christine Göttler-Kienzle  
 Ansprachen: Pfarrerin Monika Renninger

## **Gedenken - Zeichen der Erinnerung**

Wir verknüpfen an diesem Gedenktag an die Deportation der Sinti aus Württemberg am 15.03.43 vom Stuttgarter Inneren Nordbahnhof aus den Gottesdienst heute morgen in St. Georg mit dem daran anschließenden Gedenken in der Gedenkstätte.

Die Gedenkstätte „Zeichen der Erinnerung“ gibt es seit 20 Jahren. Sie wurde möglich durch engagierte Bürgerinnen und Bürger, die die dort verbliebenen Gleise als Gedenkort gestalten und bewahren wollten. Von diesen Gleisen aus waren die Deportationszüge zu den Konzentrationslagern im Osten gefahren. Die Initiativegruppe wollte verhindern, dass dieser Gedenkort im Zuge der Stadtplanung verschwand. Seit 2006 kümmert sich nun der Verein Zeichen der Erinnerung in Absprache mit der Stadt Stuttgart um die Gedenkstätte.

Die Deportationen begannen im Dezember 1941. Damals wurden ca. 1000 jüdische Menschen aus ganz Württemberg nach Stuttgart beordert und in ein Sammellager auf dem Killesberg gebracht. Dieses wurde in den zwei Jahren zuvor errichteten Hallen für die Reichsgartenschau eingerichtet. Am Morgen des 1. Dezember wurden sie von diesem Sammellager auf dem Killesberg zum Inneren Nordbahnhof hinunter geführt, mit Bussen und zu Fuß. Ihr Gepäck, das aus einem Koffer bestehen durfte, wurde in Lastwagen einer Stuttgarter Umzugsfirma verladen und zu den Abfahrtsgleisen transportiert. Zu den Gleisen, von denen die Güterzüge abfuhr. Nach dieser ersten Deportation vom Inneren Nordbahnhof aus folgten weitere in den Jahren 1942, 1943 und 1944. Die Todeszüge fuhren nach Izbica, Auschwitz oder Theresienstadt.

Am Morgen des 1. Dezember 1941 zwischen 8 und 9 Uhr wurden rund eintausend württembergische Juden vom Inneren Nordbahnhof ins Lager »Jungfernhof« bei Riga verschleppt. Am 26. März 1942 erschießen SS- und Polizeiverbände im Hochwald Bikernieki bei Riga über 1600 »arbeitsunfähige« Erwachsene und Kinder – unter ihnen ist auch der Großteil der am 1. Dezember 1941 vom Nordbahnhof aus deportierten württembergischen Juden.

Die Stuttgarter Stadtverwaltung liess einen Film über das Sammellager drehen, in dem die dringvolle Enge in der Halle auf dem Killesberg unübersehbar ist. Um den Eindruck einer wohlgeordneten Auswanderung zu erwecken, werden in dem Film Verpflegungspakete ins Bild gerückt und Gepäckstücke gezeigt, die ihre Besitzer jedoch nie wieder sehen sollten. Diese erste Deportation war noch als »Umsiedlung« getarnt, daher waren Bau- und Küchengeräte sowie Sanitätszeug zur Mitnahme vorgesehen. Auch waren in christlich-jüdischen Ehen lebende Personen, über Fünfundsechzigjährige und Juden mit ausländischer Staatsangehörigkeit vom Transport ausgenommen.

Von 1939 bis 1944 war der Killesberg-Park der Volkspark der Stadt Stuttgart. Der Volkspark Killesberg war ein außerordentlicher Erfolg der Stadt und gilt im kollektiven Gedächtnis mit Blumenparadies, Lichtspektakeln und Veranstaltungen als Höhepunkt jener Jahre ab 1939. Die Parksaison 1942 wurde am Tag der zweiten Deportation aus Stuttgart eröffnet, am 26. April 1942. Und niemand hat etwas gesehen, gehört, gemerkt, Nachbarinnen und Nachbarn, Schulfreundinnen und Schulfreunde vermisst?

An dieses Sammellager erinnert seit 1962 ein schlichter Gedenkstein im Killesberg-Park. Dieser wurde auf Drängen der Jüdischen Gemeinde und der Gesellschaft für Christlich-

Jüdische Zusammenarbeit errichtet. Seit 2009 markiert zusätzlich ein Eisenring im Rasen den Ort, der „Erinnerungskörper“ der Künstlerin Ülkü Süngün.

Wenn die Menschen vom Killesberg zum Inneren Nordbahnhof zu Fuß geführt wurden, kann man annehmen, dass sie ungefähr durch den heutigen Eckartshaldenweg kamen und somit direkt an der St. Georg-Kirche vorbei. Daran erinnert eine Gedenktafel an der St. Georg-Kirche seit 2013.

Schon 1991, zum fünfzigjährigen Gedenken an die erste Deportation, hatte die unmittelbar an der Gedenkstätte gelegene evangelische Martinskirche eine Gedenktafel anbringen lassen zur Erinnerung daran, dass hier „unter den Augen der Gemeinde“ diese Deportationen stattgefunden haben. Das hatte große Zerwürfnisse in der evangelischen Kirchengemeinde zur Folge. Es gab noch viele Augenzeuginnen und -zeugen der Aktivitäten im Inneren Nordbahnhof, oft aus den Eisenbahnerfamilien, die im Stadtviertel lebten, nahe an den Gleisen, bis heute, und die sich damit an den Pranger gestellt sahen.

Heute erinnern wir an die Deportation am 15. März 1943: An dem Tag wurden vom Inneren Nordbahnhof aus 234 Sinti aus Württemberg-Hohenzollern zuerst in Stuttgart gesammelt und dann nach Auschwitz-Birkenau deportiert. Zwischen 1942 und 1944 wurden weitere 28 Sinti über Stuttgart in verschiedene Konzentrationslager verschleppt. Die Namen der über Stuttgart Deportierten wurden im Jahr 2008 an der Gedenkwall des Zeichens der Erinnerung angebracht. Im August 1944 wurden in Auschwitz die dort verbliebenen Sinti trotz heftigster Gegenwehr in die Gaskammern getrieben und ermordet, 2.897 Menschen. Die Hälfte der Verschleppten waren Kinder und Jugendliche.

Wir werden nachher in der Gedenkstätte die Namen der von Stuttgart aus deportierten Sinti verlesen. Im Gottesdienst jetzt erinnern wir stellvertretend für sie an drei von Ihnen:

Irene Winter, 3 Jahre alt

Maria Delis, 7 Jahre alt

Philomena Köhler, Überlebende, geb. 1922

## **Ansprache zum Gedenken an die Deportation der Sinti 1943**

Philomena Franz geb Köhler, eine derer, die vom Stuttgarter Inneren Nordbahnhof verschleppt wurden, hat die Konzentrationslager überlebt. Sie hat ihre Lebenserinnerungen aufgeschrieben, ist als Zeitzeugin sehr bekannt geworden und wurde zahlreich geehrt für ihr Engagement für das Gedenken an die Sinti und Roma und ihren Einsatz für ihre Anerkennung.

Philomena Köhler stammte aus einer hoch angesehenen und geachteten Sinti-Familie, die als Theaterleute und Musiker in Württemberg bekannt waren. Sie waren bei Meßkirch zuhause. Sie zogen später nach Stuttgart Bad Cannstatt und waren während der Saison auf Tourneen unterwegs. Sie erzählt von Ihrer Kindheit in Meßkirch: „In meinem Ohr habe ich noch das Läuten der Dorfkirche. Es ist Mai. Der Himmel sieht aus, als ob er aus Kristall wäre. Die Wiesen leuchten in ihrer Blütenpracht. Meine Geschwister, mein Vater und meine Mutter sind zur Maiprozession ins Dorf gegangen. ... Die Maiandachten, das war für uns das Schönste. Die Madonnen in den kleinen Dörfern, in den winzigen und idyllischen Kapellen, tief unten im Tal, am Waldesrand oder in einer Lichtung. Frühmorgens hielten wir schon Maiandacht. Die ganze Familie ging hin. Das waren Feste wie Heiligabend für uns. Die Kirche und die Muttergottes, das war unser Zufluchtsort, das schirmte uns ab von allem Leid, tagtäglich. Wir flüchteten uns in die Kirche. Wir sagten, lieber Gott, du bist da, du bist der einzige, der uns versteht, du bist da, weil wir unser Leid klagen können, in der Kirche, wo wir mit dir sprechen könnten, da verstehst du uns.“ (Philomena Franz, Zwischen Liebe und Hass, 1990)

Der Glaube half Philomena Franz, mit dem Erlebten fertig zu werden. Sinti und Roma waren in der Regel mit der Konfession der Region verbunden, in der sie lebten. Die meisten Familien waren katholisch, aber auch orthodox und in wenigen Fällen auch evangelisch. Die Geschichte der Kirchen mit den Roma und Sinti begann mit einem Missverständnis. Als Roma und Sinti Ende des 14., zu Beginn des 15. Jahrhunderts aus Indien in Mitteleuropa ankamen, wurden sie als Pilger angesehen. Entsprechend statteten Könige und Fürsten sie mit Geleitbriefen aus, die es ihnen erlaubten, von Landschaft zu Landschaft zu ziehen, auf Unterstützung vertrauend, aber immer vor dem Hintergrund, dass sie wieder zurückgehen würden. Sie blieben, das Wohlwollen schwand und wurde durch Ablehnung ersetzt.

Die Vorfahren der heute in Europa lebenden Roma und Sinti stammen ursprünglich aus Indien beziehungsweise dem heutigen Pakistan. Sie wanderten seit dem 8. bis 10. Jahrhundert über Persien, Kleinasien oder den Kaukasus (Armenien), schließlich im 13. und 14. Jahrhundert über Griechenland und den Balkan nach Mittel-, West- und Nordeuropa; und von dort aus auch nach Amerika.

Hintergrund war kein – ihnen lange Zeit unterstellter – Wandertrieb, sondern sie waren oder sie sahen sich durch Kriege, Verfolgung, Vertreibung oder aus wirtschaftlicher Not zu dieser Wanderung gezwungen, die bezogen auf Mitteleuropa über 500 Jahre dauerte.

In Europa waren Roma "neue Fremde". Sie unterschieden sich von den Einheimischen im Aussehen, in ihren kulturellen Traditionen und durch die eigene Sprache, durch das Romanes. Die Geschichte der Roma ist regional in Europa sehr unterschiedlich. In Südosteuropa wurden sie oft zu Leibeigenen oder gar Sklaven gemacht, in Mitteleuropa wurden die Sinti Ende des 15. Jahrhunderts zu Vogelfreien (Rechtlosen) erklärt.

Eigene Äußerungen bezeugen die große kulturelle Vielfalt der verschiedenen Sinti und Roma-Gruppen. Gemeinsam ist ihnen die Wertschätzung der Familie und Verwandtschaft über die Kernfamilien hinaus, der Respekt vor den Älteren, der Gebrauch der eigenen Sprache und nicht zuletzt auch das Bewusstsein der langen Diskriminierung und das Wissen um den nationalsozialistischen Völkermord.

Für die pauschale Verfolgung von Sinti und Roma hatten die Nationalsozialisten keine neuen Gesetze zu erfinden brauchen. Das bis 1933 geschaffene rechtliche Instrumentarium reichte zunächst völlig aus, diese Bevölkerungsgruppe weiterhin sozial auszugrenzen und zu überwachen. Diskriminierung und Verfolgung waren für Sinti und Roma keine neue Erfahrung. Diese Haltung der Behörden setzte sich auch nach 1945 fort.

Im nationalsozialistischen Deutschland bekamen die Kirchen und ihre Geistlichen von den Machthabern die Aufgaben, alte Kirchenbücher nach Sinti- und Roma-Familien zu durchforsten. Diese Meldungen sollten die genealogischen Tafeln der Rassenforscher ergänzen. Diese kirchlichen Informationen halfen bei der Zusammenstellung der Deportationen in die Vernichtungslager. Es gab kaum kirchlichen Widerstand. Nur wenige Geistliche verweigerten die Mitarbeit. Ein Schuldbekenntnis angesichts des Schweigens während des Nationalsozialismus formulierten Kirchenvertreter sowohl in den evangelischen Kirchen als auch in der katholischen Kirche erst spät.

Seit über 600 Jahre leben Sinti in Deutschland – und fast genauso lange schon werden sie ausgegrenzt, stigmatisiert und diskriminiert. Erst seit 1982 wurde der Völkermord an Sinti und Roma als Verbrechen der Nationalsozialisten anerkannt. Der Zentralrat der Sinti und Roma wurde gegründet. Seit 2013 gibt es einen Staatsvertrag mit dem Land Baden-Württemberg. Heute gibt es viele Aktionsgruppen der Sinti und Roma, die auf die Ausgrenzung, Benachteiligung, auf die Vorurteile und das Nicht-Wissen hinweisen. Stellvertretend für diese verschiedenen Gruppen zitiere ich Esther Reinhardt-Bendel von der Gruppe Sinti-Roma-Pride, die nachher das Gedenken an der Gedenkstätte gestalten wird: „Ich möchte Sinti und Roma da sehen, wo`s ihnen gut geht, wo sie einen guten Job machen können und wo ihre Stimme gehört wird.“ Und weiter heißt es: „Wir nehmen die Vorurteile gegen Sinti und Roma wahr, denn wir möchten in einer Gesellschaft leben, in der alle Menschen unabhängig von ihrer Herkunft, ihrer Religion, sexuellen Orientierung oder ihrem sozialen Status teilhaben an Bildung und Gesundheit, Wohnraum... Wir möchten Begegnungen zwischen den „Gadje“ (der Mehrheitsgesellschaft) und Sinti und Roma ermöglichen durch Feste, Gottesdienste, Gedenkfeiern u. a. – und so Vertrauen schaffen.“

Wir haben so viel an Wissen und an Wahrnehmung nachzuholen. Wir sind blind für die Geschichte, für das Leben, für die Kultur der Sinti und Roma. Seit über 600 Jahre leben Sinti in Deutschland. – Sind wir in dieser langen Zeit blind und taub geworden? Haben wir uns an das Unrecht gewöhnt?

Die Evangelienlesung für den heutigen Sonntag aus dem Johannesevangelium Kapitel 9 erzählt von der Heilung eines Blinden. Die Heilung ist voraussetzungslos, der Blinde muss keine Bedingung erfüllen, aber sie bleibt nicht folgenlos.

Das deutet schon der Ort an, der mit dieser Heilung verknüpft wird: Jesus sagt: „Geh zum Teich Siloah, das heißt übersetzt: Gesandter, und wasche dich!“ Der Teich Siloah ist ein besonderer Ort. Ein Ort wunderbarer Gotteserfahrungen, so hören wir in der Bibel. Ein Ort, der einen messianischen Titel trägt: Siloah - Gesandter. Dort wird der Blinde sehend. Wohl gemerkt, er muss auf das Geheiß Jesu hin selbst dorthin gehen, und er muss selbst etwas tun. Wenn er sich nicht selbst auf den Weg machen und aktiv werden würde, würde gar nichts passieren. Er muss den Ort der Gotteserfahrungen aufsuchen, selbst seine Erwartung und seinen Glauben dahintragen, unsicheren Schrittes vielleicht, hin- und hergerissen zwischen Hoffnung und Zweifel. Dort wird er geheilt, und dort wird er nach dieser Erfahrung selbst zum Gesandten. Er kann und soll mit seiner neuen Sicht der Dinge nicht für sich bleiben. Die große Veränderung in seinem Leben soll Folgen haben: Er soll zum Gesandten des Heilandes werden.

So wie die, die Jesus sagen hören: Ich bin das Licht der Welt!. Das hat Folgen für die, die mit Jesus gehen wollen, und die heißen: Ihr seid das Licht der Welt!

Das heißt zum einen: Macht die Welt ein bisschen heller dadurch, wie ihr miteinander und mit unserer Welt umgeht. Lauft nicht blind durch die Gegend, ohne zu sehen, was Not tut und wo wir und das, was wir können, gebraucht werden. Ein Lichtblick sollen wir sein, für Resignierte, für Enttäuschte, für Unzufriedene, für Notleidende, für Ausgegrenzte, für Verfolgte.

Und zugleich ist das Sehendwerden, von dem der Bibeltext hier redet, kein unschuldiges Sehendwerden. Denn Sehend-Werden, das heißt auch: Die Augen werden mir über mich selbst aufgehen, wenn ich mir von Gott die Augen öffnen lassen. Der Blick wird geschärft für das, was ich lieber im Verborgenen lassen würde: Schattenseiten und Schattenerfahrungen und Schattengeschichte.

Der Blinde aus der Erzählung im Johannesevangelium muss mit dem Sehendwerden, in diesem Licht, in das hinein er die Augen öffnet, auch alles Dunkle vor Gott bringen, damit er wirklich wieder sehen kann. Dieses Sehendwerden bringt die Unterscheidung von Licht und Finsternis mit sich. Im Licht Gottes erkennt der Mensch die Dunkelheit. Auch das, wovor man lieber die Augen verschließen würde. Auch das, mit dem man sich allzu gern die Augen verbinden läßt, mit Schmeicheleien, Bestechungen, Vertröstungen, Verdrängungen.

In Gottes Licht erkenne ich, wer ich bin und wie die Welt ist und sein könnte. Wird das Folgen haben für mein Reden, Denken und Tun? Ja, das wird es, wenn das Evangelium ins Herz fällt, die Gute Nachricht, dass der Schöpfer auch uns Unvollkommene und jenseits des Paradieses Lebende und Schuldbeladene liebt.

Im Licht dieser Liebe gehen einem die Augen auf. Und wir sehen uns, wie wir sind; wir sehen die Welt, wie sie ist. Und wir sehen, was in den Augen Gottes sein könnte mit uns und der Welt. Amen.

### **Fürbitten** (Text: Christine Göttler-Kienzle)

Lichtvoller Gott, in den Dunkelheiten unseres Lebens treten wir vor dich und bitten: Gott, wir denken heute an die Sinti und Roma, die im Nationalsozialismus verfolgt und ermordet wurden. Hilf uns, ihr Leid nicht zu vergessen und überall gegen Ausgrenzung einzustehen.

Gott, hilf uns, ein Licht gegen Ausgrenzung zu sein. Lass uns mit Respekt, Freundschaft und Mitgefühl auf andere Menschen zugehen.

Gott, hilf uns aus der Geschichte zu lernen. Gib uns den Mut, heute für Gerechtigkeit, Menschlichkeit und Zusammenhalt einzustehen.

Gott, stärke alle Menschen, die sich gegen Rassismus und Hass einsetzen. Hilf uns, Vorurteile zu überwinden und offen miteinander zu leben.

Gott, wir denken an alle Menschen, die unter Krieg, Gewalt und Fremdenhass leiden. Schenke ihnen Hoffnung und hilf uns, uns für Frieden und Verständnis einzusetzen. Amen.